

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 13 (1909)

**Artikel:** Daheim! [Schluss]  
**Autor:** Vögtlin, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571589>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

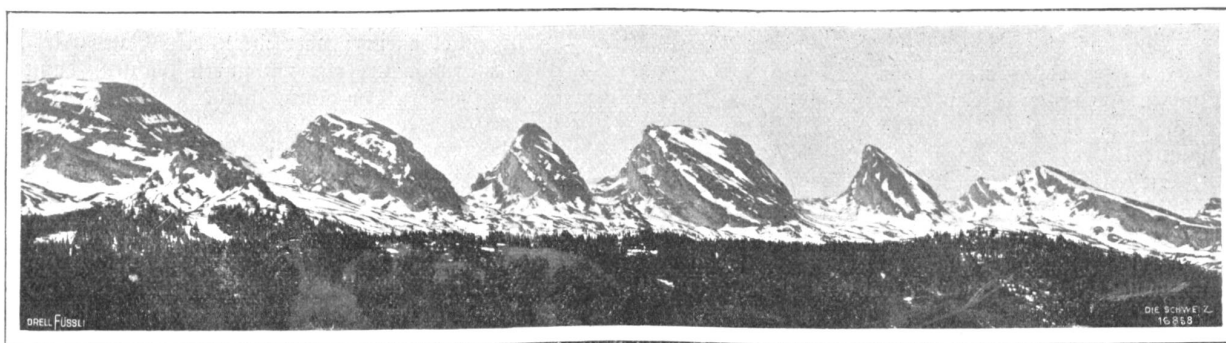
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Ueber dem Nebelmeer.

Des Himmels Glanz ruht ausgegossen  
Wie Traumlicht auf dem Nebelmeer;  
Es hat die Hügel überflossen,  
Der Erde stummes Schmerzenheer.

Da schlummern sie, tief eingebettet  
In silberweißen Seidenkamm,  
Und meine Seele strebt, entkettet  
Von ird'scher Qual, zum lichten Raum.

So rein, wie Gottes Augen blauen,  
Erstrahlt das hohe Firmament;  
Doch mich ergreift ein süßes Grauen,  
Wie fern der Sonne Haupt dort brennt!

Nicht so! Sie löst von ihrer Stirne,  
Des Abends Braut, den Purpurkranz  
Und wirft dem edelsten der Firne  
Als Gruß ihn zu. Schon leht sein Glanz.

Und flammend spiegelt Sinn' um Sinne  
Der Sonne Bild im Purpurschein:  
Die Alpen glühn! Aus Runk' und Rinne  
Fliehet's golden über Eis und Stein!

Nein! Tempel sind's und goldne Mauern  
Der Gottesstadt, sie leuchtet da...  
Ich kniee hin in frommen Schauern:  
Der Schönheit Urbild bin ich nah!

Nun schwinge, Nacht, die dunkeln Flöte  
Und linge deinen düstern Sang,  
Ich höre ferner Engel Chöre  
In mir und ewigen Lichtes Klang!

Adolf Böttlin, Zürich.

## Dahheim!

Eine Erzählung von Adolf Böttlin, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

**S**anft ging die Fahrt. Die anfänglichen Steigungen der Straße nahmen sie leicht, indem sie den Schlitten in Schlangenlinien von einem Rand zum andern lenkten. Die Glocken der Stadt läuteten erst zum Torfluß, als sie die Tobelbrücke erreicht hatten. Mutter und Sohn spannten sich aus, um sich für den steilern Aufstieg, der da begann, zu erholen. Das gegen den See und die Stadt hin sich öffnende Tobel nahm die feierlichen Klänge der Glocken willig auf und behielt sie. Schweigend standen die beiden Menschen da und horchten auf die nächtigen Stimmen, welche die traute Kunde vom Dasein einer geordneten Welt durch die kalte Nebelnacht in die verlassene Gegend trugen und den Einsamen das Gefühl gaben, als seien sie mit dieser Welt verbunden.

Unterhalb der Brücke lag die Schleiferei in traumhafter Stille. In einem Fenster brannte ein Licht, und die Giebellinien des Häuschens zeichneten sich im Nebel ab. Werner vergaß die Unheimlichkeit des Ortes.

„Wie schön die Glocken klingen!“ sagte er, schen die Stille unterbrechend. „Es ist, wie wenn eine mächtige Kirchenorgel im Walde stünde!“

„Und zwischen ihren tiefen Klängen murmeln fromme Menschen ihre Gebete, und der liebe Gott schwebt in der Höhe und hört sie!“ ergänzte die Mutter. „O, wenn der Großvater das jetzt hören könnte!“

„Warum sollte er nicht, Mutter! Uns hat der Herr Pfarrer gesagt, die Toten hören viel besser als die Lebenden; denn es ist so stille um sie... Und die Toten sind überhaupt nicht tot. Wir meinen es nur. Sie sind ja bei uns im Traum und in allen Gedanken; wir können immer mit ihnen reden, und sie geben uns Antwort. Darum holen wir ihn heim. Ist es nicht so, Mutter? Du selber hast ja vorhin mit dem Vater geredet und hast ihn geküßt, wie er im Sarge lag!“

„Ja, ja, Werner, du hast recht!“ Sie zog ihn an sich und drückte seinen Kopf innig gegen ihre Brust. „Und darum wollen wir immer nur Dinge reden, die

er hören darf, gelt . . . Horch, die Glocken läuten zu Ende! Jetzt wollen wir gehen. Es gilt den letzten Stich\*). In einer halben Stunde können wir bei der Kirche sein. Und dann gehr's von selbst zur Mühle hinunter!"

Sie schlüpfen in die Schlaufen hinein und zogen an. Den Rain hinauf strich ein heißender Wind. Der hartgefrorene Schnee gurrte unter ihren Nagelschuhen, und dem Schlittengeleis entlang klingelte es manchmal, als schlug jemand in der Ferne ein feines Kristallglas an.

Merkwürdig leicht ging der Aufstieg vor sich.

"Werner," leuchte die Mutter, "nur gemach! Wir kommen schon bei Zeiten nach Hause!"

"Ich zieh' gar nicht so stark! Du schleppst ja den Schlitten allein!"

"Ja, er ist halt leicht geworden drinnen im Spital! Hat gar nichts mehr essen dürfen, nichts mehr essen mögen!"

Als sie den Wald und das Tobel hinter sich hatten, hielten sie an und schöpften Atem. Von der Höhe her kam ein heftiger Luststoß und drängte den Nebel ins Tal zurück. Es schauderte sie. Wie auf schweigende Verabredung machten sich beide wieder an die Arbeit, und schneller, als sie es gedacht, ging es der Höhe zu.

Plötzlich war der Nebel vor ihnen und über ihnen weggesetzt. Der Schlitten stand still. Das Kirchlein mit dem dunkeln hohen Dach und dem schlanken Reiter tauchte aus dem Schneehügel heraus, der goldene Hahn glitzerte, und aus dem Dörfchen flammten die Fenster auf. Vom reinen Himmel leuchteten die trauten Sterne hernieder, zum Greifen nah wie Diamanten, die nach allen Seiten strahlten. Von Osten schwamm der Mond in lichtem Glanz einher.

"Mutter, schau dort den großen schönen Stern!" rief Werner in hellem Entzücken. "Wie eine goldene Ampel, die vom Himmel her zu uns herabschwankt!" "Das ist der ewig schöne Abendstern!" erklärte die Mutter mit verhaltener Bewunderung.

Vor ihnen strahlte in milder Weiße der Schneemantel, der die Felder und die Hügel mit den weichen Formen so zärtlich bedeckte, wie eine sorgsame Mutter die weiße Decke über das Bettchen ihres Kindes breitet. Und hinter der dunkeln Wölbung des Waldes ragten in weiter Ferne am bläulichen Himmel mild, wie aus mattem Silber gewirkt, die edeln Zacken, Gräte und Absturzlinien der Alpen empor, so fein und keusch, als hätte da die Mutter Erde einen bräutlichen Spitzenvorhang vor eine noch schönere Welt gespannt.

"Da siehst du, Werner, wie herrlich wir es haben auf unsern Bergen!" sagte Vene. "Sieh, soweit du um dich blickst, strahlen Erde und Himmel, und drunten in der Stadt ist's ein elender, schmutziger Dunst, der einem die Seele beengt! Darum schläft der Großvater lieber hier oben als drunten im Tal!"

"Und wir bleiben immer bei ihm, gelt?" fragte Werner.

"Einstweilen wohl!"

"Denkst du ans Fortgehen, Mutter? Weil der Thomas und der Thies manchmal so böse sind mit dir? Warte nur, bis ich groß bin! Dann wollen wir ihnen den Meister zeigen!"

\*) Steigung.

"Nein, nicht darum; aber wenn dein Vater wirklich nicht tot wäre und wir ihn finden könnten, dann wollten wir doch zu ihm gehen, nicht? Denn er ist ein gar braver! Und er hat dich lieb!"

"Freilich komm' ich mit dir, Mutter! Und dann täte ich mit dem Vater fleißig arbeiten, daß du auch einmal Sonntag hättest in der Woche!"

"Lieber Bub!" sagte sie gerührt.

In diesem Augenblick glaubte sie jemand schluchzen zu hören. Kam's aus dem Sarge heraus? War der Tote zum Leben erwacht? Ein kalter Schauer lief ihr den Rücken hinauf. Werner schmiegte sich furchtsam an sie. Endlich überwand sie ihr Furchtgefühl und kehrte sich um. Neben dem Schlitten sah sie im Schnee den gekrümmten Schatten eines Mannes.

"Herr Jesses!" schrie sie auf. "Wer ist da?"

Da kam's in klagendem Ton hinter dem Sarge hervor: "Um Gottes willen, Vene, erschrick nicht! Ich bin's, der Toni!"

Und nun wurde der Schatten grad. Der Mann richtete sich auf. Mit Kopf und Schultern ragte er über den Sarg empor. Zwei lichtvolle Augen schauten aus dem glatten monderhellten Antlitz, das von einem schwarzen Bart umrahmt war, zu ihr herüber. Werner umflammerte mit beiden Armen die Mutter, und diese suchte Halt an ihm. Aber unverwandt starrte sie dem Manne ins Antlitz. Das Herz wollte ihr stocken, und es versetzte ihr den Atem. Endlich fand sie Worte: "Toni, wenn du es bist, so komme her zu mir!"

Langsam schritt die Gestalt auf Vene zu, streckte ihr die Hand entgegen. Die Furcht vor dem Tode rang in ihrer Seele mit der Hoffnung auf ein neues Leben. Zögernd reichte sie ihm die ihrige hin. Er drückte sie, und nun strömten den kalten Schauern, die ihren Leib durchrieselten, warme Fluten nach und überspülten sie. Der Schreck war vorbei. Plötzlich lag sie ihm an der Brust und schluchzte vor wehmütiger Freude. Als sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte, sagte sie mit tonlos zitternder Stimme: "Du kommst über mich wie aus einer andern Welt. Ich konnte zuerst nicht an deine Gegenwart glauben, und doch dachte ich heute an dich, so innig und beglückt, wie in jenem schönen Jahr, da wir uns liebten . . . Gott, was sag' ich da . . . Es ist nicht vorbei! Es kann nicht vorbei sein!"

"Nein, Vene," versetzte er ruhig, "so Gott will, nicht! Anfangen soll es jetzt . . . Soweit es an mir liegt!"

Er umschlang sie mit der Kraft, die eine jahrzehntlange Sehnsucht in seinem Herzen angesammelt hatte, und da sie ihm nicht wehrte, sondern seine Umarmung erwiderte, kam ein Ungeßüm über ihn, das dem verwundert dastehenden Knaben angst und bange machte. Tapfer ging er auf Toni zu, nestelte und zwängte an den Armen herum, welche die Mutter umfaßten, und schrie: "Toni, laß ab, Ihr tut der Mutter ja weh!"

Da hatte die Mutter sich wieder in ihrer Gewalt. "Nein, Werner," rief Vene, halb schluchzend, halb lachend, "der Toni tut uns nichts! Der Toni ist ja dein Vater!"

Aber dem Kleinen schien die Lage trotzdem bedrohlich, und wie er nun zwei dunkle Gestalten den Kirchrain herabschreiten sah, glaubte er den Vorteil ausnützen zu sollen und rief: "Mutter, dort kommen uns zwei zu Hilfe . . . Der Herr Pfarrer ist dabei!"

Unverzüglich lösten sich die beiden Gestalten von ein-

ander, und nun stand der Kleine wie eine achtung-  
heischende Größe, in der sich die gute Sitte verkörperte,  
einen Augenblick trennend zwischen ihnen.

„Bub, Werner,“ sagte die Mutter, „sei doch nicht  
so närrisch, gib deinem Vater ein Aeli\*)!“

Allein Werner trat zur Seite und sagte bedenklich:  
„Später vielleicht!“ Das Herannahen des Pfarrers und  
seines Begleiters ernüchterte die Glücklichen, und beide  
waren darauf bedacht, der verwirrten Lage ein ver-  
nünftiges Ansehen zu geben.

„Ich danke dir, Toni,“ rief Vene, „daß du geholfen  
hast! Ohne dich wären wir nicht den Berg heraufge-  
kommen!“

„Es gibt da nichts zu danken, Vene. Aber nun  
vornwärts! Den Mühlrain hinunter heißt's aufpassen.“

Flink löste er zwei Stricke los, befestigte sie hinten  
am Schlitten und ließ Mutter und Sohn daran fest-  
halten, während er sich an die Deichsel begab. In  
Vene stieg nun ein schweres Bedenken auf. „Toni,“  
rief sie, „bleib' zurück! Komm heute nicht mit! Es  
könnte ein Unglück geben!“

„Allein bringt ihr weder den Schlitten noch euch  
selber ganz heil hinunter! Den Hals könnte es euch  
brechen! Wo denkst du hin?“

„Eben drum geh' ich einen Knecht holen, wenn du  
derweilen den Sarg hüten willst...“

„Daß mich nur, Vene, und hab' keine Angst! Ich  
bin schon mit andern fertig geworden. Fürchte weder  
Hund noch Peitsche. Und ich denke vor dem, der da  
drinnen im Sarg liegt, werden sich die Brüder in acht  
nehmen!“

Und wie er das sagte, zog er an, und der Schlitten  
geriet in Gang. Mit Kraft und Vorsicht lenkte er ihn,  
während Mutter und Sohn hintanhielten und mit den  
Füßen sperren, daß der Schnee stob. Lautlos ging  
alles von statten. Als sie auf dem Hof vorfuhren, schlug  
der Hund an und verführte einen unbändigen Lärm.

Ein Schatten erschien am Fenster über der Haus-  
tür, und ein Flügel ging auf. „Thies, der Toni ist  
unten!“ rief Thomas. Sogleich trampelte es die Treppe  
herab, als ob Risten und Kisten heruntergeköllert wären.  
Thies koppelte den Hund los, und Thomas eilte in den  
Stall, um die Peitsche zu holen.

„Nach, daß du vom Hof wegstommst, oder ich heb'  
ihn!“ schrie Thies den Toni an. Und als Toni keinen  
Wank tat, rief er: „Ein Hund auf den andern!“  
und ließ den Wüterich auf ihn los. Blinkschnell stellte  
sich Vene vor ihn hin und herrschte das aufgeregte Tier  
an: „Schäm' dich, Tiras!“

Der zottige Bernhardiner stand ab, stellte sein wü-  
tendes Gebell ein und wedelte mit dem Schwanz um  
Erbarmen. Wie Thies auch hegen und ihn anschreien  
mochte, der Hund schielte nur furchtsam zu ihm hinüber  
und gehorchte nicht. Nun kam Thomas vom Stalle her,  
schwang die Peitsche und schrie: „Donner und Doria,  
ich will doch sehen, wer hier auf dem Hofe Meister ist!  
Pack dich, du Lump!“

Jetzt aber rief ihm Toni zu: „Halt! Rühr' mich  
nicht an; sonst gibt's noch einen Toten... Drei gegen  
einen, das ist ein ungleicher Handel, und ich müßte von  
dem da Gebrauch machen!“

Dabei zog er kaltblütig ein Pistol aus der Tasche.

\*) Liebkosung auf die Wange.

Thomas wich überrascht einige Schritte zurück, während  
Thies dem Eindringling vom Rücken her beizukommen  
suchte.

„Laßt mich meines Weges gehen!“ sagte er. „Dessen,  
was ich getan habe und noch zu tun gedenke, brauch'  
ich mich nicht zu schämen! Ich hoffe, ihr nehmt noch  
Vernunft an!“

„Ja,“ rief nun die Stimme des Pfarrers, der auf  
den Lärm hin seine Schritte beschleunigt hatte, „ganz  
recht, der Toni braucht sich nicht zu schämen: Sohnes-  
pflicht hat er getan!“

Mit einem Schlag hörte die Hezerei auf, Thomas  
warf die Peitsche bei Seite, und Werner stellte sein er-  
schrockenes Weinen ein. „Grüß Gott, Toni!“ rief der  
Pfarrer, schritt auf ihn zu und schüttelte ihm die  
Hand. „Sonst pflegt es still zu sein um die Toten,“  
sagte er ernst und nachdrücklich zu den beiden Müllern.  
„Wenn mein Wort noch etwas bei euch gilt, so laßt  
ihr den Toni im Frieden und überlegt euch, was ihr  
tun wollt!“

Diesen Augenblick benützte Toni: „Ich hab' jetzt  
nichts mehr zu tun hier. Gute Nacht, Herr Pfarrer!“  
Und nachdem er Vene und deren Söhnchen schweigend  
die Hand gedrückt hatte, verschwand er hinter der Mühle.

„Darf ich auf einen Augenblick zu euch in die Stube  
kommen?“ fragte nun der Pfarrer das betroffene Bräu-  
derpaar. „Ich hätte einiges mit euch zu bereden.“

Während die drei Männer hineingingen, waltete Vene  
ruhig ihres Amtes, war den Knechten behilflich beim Ab-  
laden des Sarges und leuchtete ihnen mit der Laterne  
voran, wie sie ihren toten Meister auf seine Kammer  
hinaustrugen. Nachdem sie mit Werner die Abendsuppe ein-  
genommen, schloß sie sich mit ihm auf ihrem Zimmer ein,  
betete mit ihm und sprach beruhigende Worte. Der  
Genuß der betäubend kalten Schneelust und die Müdig-  
keit dämpften die Aufregung des Tages, und der Schlaf  
drückte ihm bald die Augen zu.

Es war spät, als unten die Türe ging und der  
Pfarrer, von Thomas begleitet, über den mond hellen  
Platz dem Rain zuschritt. Das schien Vene ein gutes  
Zeichen zu sein.

Noch stand sie eine Zeit lang halb träumend am Fenster,  
blickte ihnen nach, bis sie verschwanden. Dann wandten  
sich ihre Augen zum sternenglitzernden Himmel hinauf.  
Plötzlich fesselte sie ein Gegenstand: oben am Rand  
des Kessels sah sie eine Gestalt, die sich tiefsschwarz vom  
Schnee und der silberflimmernden Luft abhob. Sie  
winkte mit dem Arm. Sie lüpfte die Pelzmütze und  
schwang sie. Es war Toni. Vene hätte ihn anrufen, ihm  
nochmals „gute Nacht“ sagen mögen; aber die Nähe des  
Todes erheischte Schweigen.

Das Bild jedoch, das sie gesehen, erhielt Leben und  
Farbe in ihrem Geiste. Hoffnung und Ruhe kamen über  
sie. „O, ihr bitteren Tage alle, seid ihr endlich über-  
wunden?“ fragte sie sich halblaut in schmerzlicher Rüh-  
rung. Und es war, als hätte sie ein großes Leid be-  
reits hinter sich, als hätte der verlebte Tag eine trost-  
volle Sühne gebracht. Wie sie sich abgespannt in ihrem  
Bette dehnte, fiel sie stracks in tiefen Schlaf.

Als der graue Morgen zum Fenster hereinblickte,  
war Vene für das Tagewerk gerüstet. Vieles gab es  
herbeizuschaffen, umzustellen oder reinzumachen. Die  
große Stube mußte für den Empfang der Leidtragenden

instand gesetzt werden. Küche und Keller hatten für das Leichenmahl Außergewöhnliches zu leisten. Außer der alten schwerfälligen Magd aber ging Vene dabei niemand mit Verständnis an die Hand als der kleine Werner. Die Sorge, dem lieben Toten, der eine unziemliche Aufnahme erfahren hatte, einen feierlichen Ausgang zu bereiten, war ihr allein überlassen; doch sie bot ihr zugleich eine Ablenkung von den schweren Gedanken über die nächste Zukunft und zwang sie, den Kopf beisammen zu halten.

So nahm sie auch den grobhölzigen Morgengruß der Brüder mit Gleichmut hin und ließ sich durch versteckte Anspielungen nicht irremachen. Sie bemerkte gleich, daß sie an etwas herumwürgten, war aber zu beschäftigt, als daß sie sich hätte darum bekümmern können. Stumm ging das Frühstück vor sich, nachdem Vene ein kurzes Tischgebet gesprochen hatte. Man hörte zunächst nur das klangvolle Ticktack der Wälderuhr, das im hohlliegenden Wandgefäß nachtönte, dann das Klirren der Löffel und das Schlürfen und Schmaßen beim Einnehmen des Morgengetränks und Kauen der gerösteten Kartoffeln, von denen sich der süße Butterdunst im ganzen Zimmer verbreitete.

Als die Knechte sich erhoben hatten und ihr Schlarpen im Flur verhallt war, sagte Thomas zu Werner: „Bub,

geh und hol einen Korb voll Brennholz vom Estrich herunter!“ Dann steckte er sich und seinem Bruder die Pfeife in Brand, und die beiden vertaten sich mit weit auseinandergestellten Ellenbogen am Tisch, als machten sie sich zu einer ernsthaften Sitzung bereit.

„Vene,“ hob Thomas an, während die Schwester abdeckte, „willst also wieder anbändeln mit ihm?“

Da stellte Vene das Eßgeschirr fest auf den Tisch ab, sagte die Brüder entschieden ins Auge und sagte: „Wenn ihr mit mir zu reden habt, soll's anständig geschehen!“

„Leppig brauchst du dich nicht zu machen!“ erwiderte Thies.

„Von dir, Thies, nehm' ich schon gar nichts an; lauf' du zuerst deine eigenen Hörner ab! Du bist mir noch zu jung und zu dumm!“

„Stech's ein, Thies,“ sagte Thomas; „laß mich reden, sonst geht alles hüst und hott!“

Thies paffte eifrig an seiner Pfeife und schluckte das Gejälzene.

„Also“ — Thomas räusperte sich — „von wegen dem andern! Das Getändel leiden wir nicht mehr. Entweder er heiratet dich vom Fleck weg oder er macht, daß er schleunig wieder geht, woher er gekommen ist!“

„Darüber könnt ihr euch beruhigen! Ich weiß, was ich zu tun habe, und daß Toni es auch weiß, zeigt euch seine Heimkehr.“

„Willst also mit ihm über's große Wasser?“

„Darüber werden wir noch reden müssen. Erst laßt ihn hier sein! Lieber möcht' ich in der Heimat bleiben, irgendwo; mit euch ist ja kein Auskommen!“

„Gut, uns auch gleich! Aber von wegen dem Erbteil: wie stellst du dir die Sache vor?“

„Daß ihr mir herausgebt, was mir zukommt!“

„Aber wie und wann? Du weißt, wie schlecht die Müllerei geht, seit die großen Mchlfabriken alles aufschlucken! Woher sollen wir das Geld nehmen? Land verschleudern um einen Buzenstiel?“

„Ich denke, der Gemeinderat wird schon einen Ausweg finden. Uebrigens hab' ich bis dahin mit keinem Gedanken daran gedacht!“

„Den Gemeinderat wollen wir vorerst aus dem Spiel lassen und lieber unter uns die Teilung verabreden. Es kostet weniger, wenn wir den Teilungsplan fix und fertig von uns aus vorlegen...“

„Also redet mit dem Toni!“

„Der hat nichts dreinzureden!“

„So wartet, bis er darf!“

„Es muß alles vorher ins reine kommen!“ drängte Thies.

„Dir fällt das Land zu, und wir nehmen's in Miete; das Uebrige teilen wir beide zusammen,“ schlug Thomas vor.

„Soll ich gleich den Notar rufen?“ bemerkte Thies, als er sah, wie Vene etwas betroffen war.

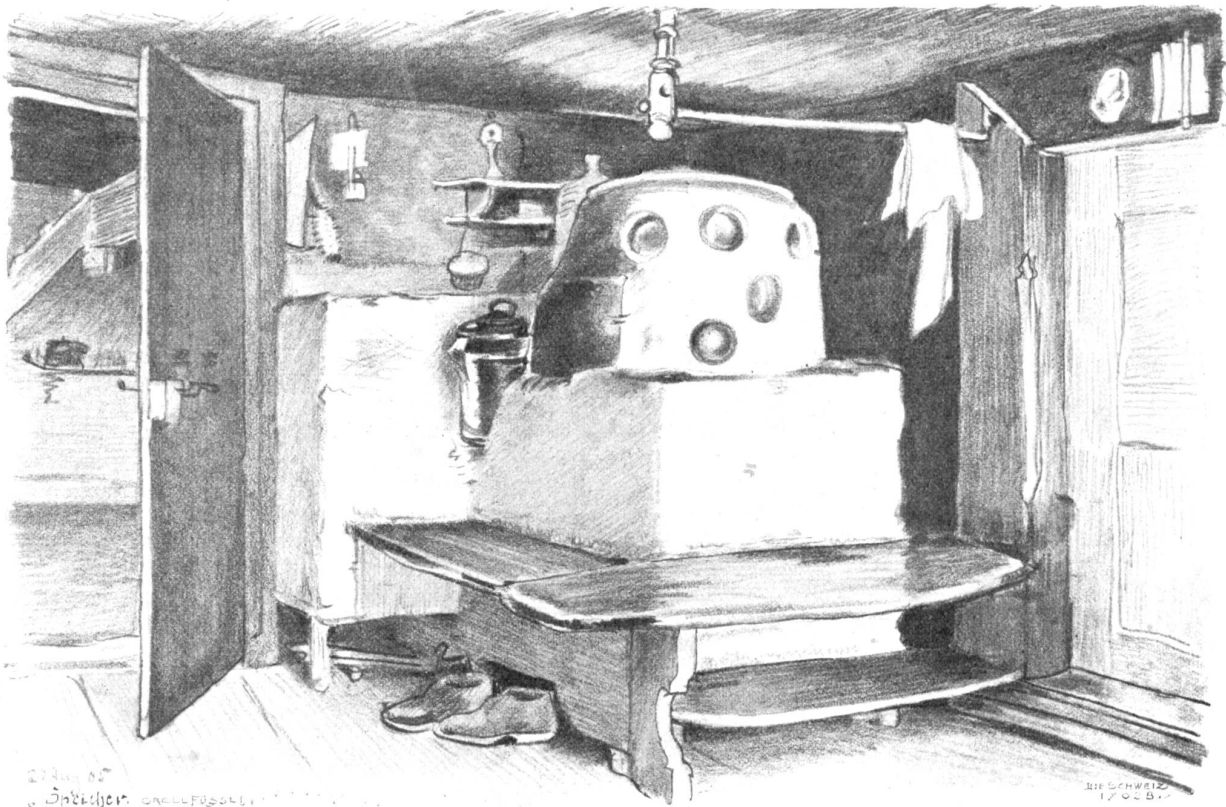
„Warum habt ihr's so eilig?“ fragte sie jetzt, stutzig geworden. „Wir wollen doch zuerst den Vater unter den Boden bringen!“

Die Brüder merkten, daß sie Verdacht schöpfte, und wollten ihr Vorhaben nicht durch weitere Zudringlichkeit gefährden.



Kücheninterieur aus Sargans. Nach Bleistiftzeichnung von Victor Tobler, Trogen-München.





Interieur aus Speicher. Nach Bleistiftzeichnung von Victor Tobler, Trogen-München.

„Also morgen abend können wir ja den Notar kommen lassen!“ sagte Thomas, scheinbar gleichgültig. „Aber da ist noch etwas anderes. Im Dorf haben sie uns schlecht gemacht. Geizhälse seien wir, heißt es, hätten dich mit dem Fuhrschlitten in die Stadt geschickt, den Vater holen. Wer hat da herumgeschwätzt?“

Jetzt konnte sie es nicht über sich bringen, ihnen die bittere Wahrheit zu sagen: „Nein, das habt ihr wirklich nicht getan! Das konnte ich euch nicht ausbringen!“

„Wer hat uns denn angeschwätzt? Hast du den Toni bestellt, euch zu helfen?“

„Er tat es von selbst.“

„Wo traf er denn mit euch zusammen?“

„Bei der Tobelbrücke muß er auf uns gewartet haben; gesehen haben wir ihn erst unterhalb der Kirche.“

„Also hat er's uns ausgebracht, der Hagel...“

„Thomas,“ schrie sie, „noch einmal ein böses Wort über ihn, und ihr habt mich zum letzten Mal gesehen!“

Thies stieß den Bruder mit dem Ellenbogen an und mahnte ihn, glimpflicher zu verfahren.

„Dann ist es der Gemeinbeschreiber gewesen. Dem wollen wir es eintreiben... Oder hat euch außer dem Pfarrer sonst noch jemand gesehen?“

„Nicht daß ich wüßte!“

„Der Pfarrer kann's nicht gewesen sein. Er versprach uns von sich aus, die Sache zu verschweigen. Uebrigens sollen die im Dorf droben jeder vor dem eigenen Stall kehren. Es soll sich nur einer mucken, ich werd' ihm's Maul zu stopfen wissen!“ prahlte und drohte Thomas.

Hierauf erhoben sie sich, bissen in die Pfeifen und entfernten sich.

„Wir müssen in den Wald hinauf!“ rief Thomas zurück. „Schick uns das Mittagessen beizeiten!“ ergänzte ihn Thies.

„Ich will indes die Stube tüchtig lüften,“ rief sie den Brüdern in einem Tone nach, der nicht mißzuverstehen war.

„Vater,“ sprach sie vor sich hin, „wie konntest du, schlichter, guter Mann, solche Buben haben? Aber eben, es fällt einem Vater schwer, zwei Söhnen zu wehren, wenn er sie nützt, wenn er sich von ihnen abhängig macht!“

Als Werner wiederkam, gab sie ihm eine neue Beschäftigung. Ueber die mißliche Stimmung kam sie rasch hinweg, indem sie ordnend und leitend von einer Arbeit zur andern eilte und selber Hand anlegte. Die vielen Leute, die zum Begräbnis zu erwarten waren, sollten wissen, daß wenigstens jemand da sei, der das frühere Ansehen der Familie hochhalten und für reine Spiegel im Hause sorgen wollte.

So eilten die Zeiten des Tages, und kaum war die Nacht entflohen, so war auch die bange Stunde gekommen, da sie den toten Vater der Erde anheimgeben mußte.

Den Mühlrain herab kamen Männer und Frauen in dunkler Kleidung, Verwandte, Geschäftsfreunde und engere Bekannte aus dem Dorf, die es sich nicht nehmen ließen, den Richtershauser Müller zum letzten Ruhort zu begleiten. Von fernher fanden sich einige ein, und

diesen war die Stärkung, die Vene ihnen anbot, willkommen.

Nun aber galt es, in der großen Stube, wo Männer und Frauen dicht gedrängt — Nacht schien es im Zimmer — beisammen standen, das Leid abzunehmen. Dort hatten zum gleichen Zwecke die Söhne des Hauses neben der Tür wie scheue Bettler bereit gestanden. Aber seltsam! Die Leidtragenden gingen gleichgültig an ihnen vorüber, sie kaum eines Blickes würdigend. Keinem fiel es ein, den Brüdern die Hand zu drücken oder ihnen ein Wort der Teilnahme zuzulüftern.

Nun kam Vene, schwarz verhüllt, in die Stube. Da gab es den Brüdern einen Stich ins Herz, als sie sehen mußten, wie die Anwesenden, in Ehrfurcht vor ihrem Schmerz, der Reihe nach langsam zu ihr hintraten und ihr die Hand reichten, ihr Beileid mehr andeutend als aussprechend.

„Es ist wie auf Verabredung! Sie wollen uns brandmarken, die Heuchler!“ flüsterte Thies seinem Bruder zu. Dieser schüttelte bejahend den Kopf. Der einzige,

der sie nicht büßen ließ für ihr Vergehen gegen die gute Sitte und ihren Mangel an Liebesbeweis, war der Pfarrer. Er begrüßte die drei Waisen alle mit gleichem Anstand. Aber er mußte dafür von seinen Dorfgenoßen manchen grollenden Blick ertragen.

Droben im Kirchturm begann die Sterbeglocke ihr wimmerndes Ge-

läute. Die beiden Müllersöhne kauten immer noch an ihrem Groll. Da mahnte sie der Pfarrer zum Aufbruch. Im letzten Augenblick machten sie sich nun hastig an die Versammelten und luden sie, von einem zum andern gehend, mit Worten, denen man den Widerwillen wohl anmerkte, zum Totenmahl ein. Aber die Dorfgenoßen alle hatten merkwürdige Ausreden. Dem einen war eine Kuh krank geworden, des andern Weib war unpaß, und der dritte mußte in die Stadt, ein unaufschiebbares Geschäft zu verrichten. Nur die aus der Ferne schlugen die Einladung nicht aus.

Die Söhne brachen auf, einige Verwandte aus einem Nachbardorf folgten ihnen, und hernach entleerte sich die Stube. Unten stand ein halbes Duzend Freunde des Verstorbenen um den bekränzten Sarg herum. Als der Pfarrer erschien, hoben sie die Bahre auf die Schultern, und der Zug bildete sich hinter ihnen. Gemessenen Schrittes ging es den Rain hinauf.

Nach der Abdankung in der Kirche begann draußen im Hofe eine neue Demütigung für Thomas und Thies. Während die Bauern und Bäuerinnen alle von Vene Abschied nahmen und ihr etwa ein Trostwort auf den Heimweg gaben, ließen sie die Brüder stehen. Und als diese mit einigen Verwandten bei der Heimkehr die Dorfstraße einschlugen, bekamen sie manche herbe Redensart zu hören, die scheinbar achtlos geäußert und doch auf sie gemünzt war.

„Den Vater wollten sie in fremdem Boden verscharren!“

„Habt ihr gehört von den Müllern, die statt des Pferdes die Schwester ans Fuhrwerk spannten?“

„In Tölpelshausen oder der Enden soll's derartige Käuze geben!“

„Es mußte einer extra aus Amerika kommen, um sie europäischen Anstand zu lehren!“

„Ja, das sind zwei, man meint, sie seien dem Teufel vom Karren heruntergerutscht!“

„Sicher ist, daß die einmal kein Pferd brauchen, wenn es zum letzten kommt! Der Teufel holt sie auf seinem feurigen Schlitten ab!“

„Die haben ihr Herz im Geldsäckel und ihre Heimat im Kassenschrank!“

„Die sind, weiß Gott, reis für Amerika!“

So ließ man die beiden Sünder Spießruten laufen und versetzte ihnen derbe Püffe, die ihr Gewissen aufrütteln sollten. Sie würgten ihren Merger in sich hinein. Da keiner der Tadler einen Namen nannte, durften sie sich nicht zur Wehre setzen, konnten auch niemanden als Zeugen für die ihnen widerfahrene Beschimpfung aufrufen.

So kamen sie mit gelben Gesichtern heim. Doch war ja nun ein von der Sitte gebotener Anlaß da, die Galle mit Wein aus dem Leib hinauszuschwemmen.

Schade bloß, daß sie das kostbare Getränk mit den Trauergästen teilen mußten! Aufmerksamste Gastgeber waren sie nun gerade nicht; auch die Unterhaltung wollte nicht ins Fahrwasser der Gemütlichkeit kommen, und deshalb brachen die Gäste bald, nachdem sie gespeist und den Mund gewischt hatten, auf. „So,“ seufzte Thies erleichtert auf, als er den letzten Gast hinunterbegleitete hatte, „jetzt wären wir und nicht mehr das Weibervoll



Innerrhödlarin. Nach Federzeichnung von Victor Tobler, Trogen-München.

Meister im Haus! Darauf nehmen wir noch eins, Thomas!"

Er stieß mit ihm an, und beide zwinkerten einander über die Gläser hin bedeutungsvoll zu und begossen in langen Schlücken ihr schweigjames Einverständnis.

"Wenn die Älteste durchaus die erste Geige spielen will, so soll sie's bei ihrem Galan probieren! Hier hat sie ausgespielt!" meinte Thies im Vorgefühl seiner Selbstherrlichkeit.

"Meinetwegen geh' sie nach Kanada oder Südafrika! Ich leg' ihr nichts in den Weg!"

"Wär' schon recht," gab Thomas dem jüngern Bruder zu bedenken, "wenn die Sache nur nicht einen Haken hätte!"

"Das wäre?"

"Sie kann ihr Erbteil herausverlangen!"

"So nehmen wir das nötige Geld auf!"

"Das wird Mäuse haben\*), Thies!"

"Der Notar wird das schon irgendwie einzurichten wissen, und der Waisenamtman wird uns auch die Stange halten; Schmieren und Salben hilft allenthalben, hehe! Dem Jungfernbubenvater wollen wir's eintränten!"

"Ja, aber der Kerl hat's faustdick hinter den Ohren und sieht hell vor den Augen!" meinte Thomas.

Plötzlich stand Thies auf, sah zum Fenster hinaus und sagte: "Du, die ist beim Eid imstand und läuft dem Amerikaner am End' wieder nach! Sie eilt auf das letzte Haus im Oberdorf zu... Oder ist sie es nicht?"

Sie sahen der schlanken schwarzen Gestalt, die einen Hinterweg am Dorfbügel hinaufging, prüfend nach. "Es ist sie," bestätigte Thomas; "sie führt den Buben an der Hand!"

Nun berieten sie des langen und breiten, wie sie das Erbe teilen und die Schwester dabei auf die magern Aecker verweisen wollten. Ueber dem Wein und den frohen Aussichten erhitzten sie sich so, daß sie munter waren wie die Galgenvögel, als der Amtmann mit dem Notar anrückte. Beide waren erstaunt, das trauernde Brüderpaar so aufgeräumt zu finden. Als diese das merkten, erinnerten sie sich des vormittäglichen Ereignisses, taten sich Gewalt an und dämpften ihren unpassenden Uebermut.

Was sie von den beiden Beratern zu hören bekamen, war auch nicht dazu angetan, ihnen den Kamm zu schwellen. Der Waisenamtman, der dem Gemeinderat angehörte, berief sich auf die Mitteilungen des Pfarrers, daß das unmenschliche Verhalten der Brüder den letzten Rest von Zuneigung und Freundschaft für sie bei den Mitkonern getötet habe. Man sage sich, die Müllers-

\*) schwerhalten.



DIE SCHWEIZ  
17030.

Appenzell 5. Okt. 74.  
Franziska Döggel, Malerin  
OBERLÜSSEL

Innerrhädlerin am Stickrahmen. Nach Federzeichnung von Victor Tobler, Trogen-München.

söhne seien ja gar nicht hier daheim, sie benähmen sich so, als ob sie ums Teufels Gewalt alles in Grund und Boden treten wollten, was die Heimat an guter Sitte und edeln Bräuchen hervorgebracht, als wollten sie überhaupt keine Gemeinschaft mit den Bürgern von Nifon, sowenig wie die Polen mit den Preußen. Wer die ungeschriebenen Gesetze schnöb verlege, die eben gerade darum heilig seien, weil sie aus dem Gefühl ihr Leben bezögen und nicht bloß in dürren Buchstaben niedergelegt seien, der müsse sich nicht wundern, wenn man ihm alles Gemeine und Niederträchtige zutraue und wenn alles gegen ihn Partei ergreife, aufstehe und ihn zum Lande hinausjage. Wie sie die Leute ausbeuten, sei unerhört. Und ob es ihnen denn darum besser ginge, fragte er sie. Sie sahen ja beide aus, als ob sie den ewigen Hunger hätten.

Halb in sich zerknirscht, halb dem Tadler grollend saßen die beiden da. Thomas fand zuerst das Wort und bemerkte, es wäre ihm lieb, wenn man zur Sache





Trachtenstudie in Federzeichnung  
von Victor Tobler, Trogen.

reden wollte. Die Herren wußten ja, weshalb man sie hergerufen habe. Wie es denn stände mit dem Gelddarlehen, das nötig sei, um Lene abzufinden. Da versetzte der Notar: „Keinen roten Heller kriegt ihr im Dorf! Die Besten und Wägststen habt ihr euch entfremdet. Wie aber die Bauern einem das Leben sauer machen und zuleidwerfen können, wenn man's mit ihnen verdorben hat, das wißt ihr. Wie oft haben euch die Nachtbuben das Wasser von der Mühle abgeleitet,

wie oft den Bienenwagen auseinandergelegt und dann zuoberst auf dem Dachfirst der Scheune wieder zusammenge setzt! Ich sag' euch das Gleiche wie der Herr Gemeinderat: „Ihr seid halt nicht daheim hier!“

„Angewachsen sind wir nicht da,“ warf Thomas ein, „das ist freilich wahr!“ „So soll uns beim Donner einer den Bettel ablaufen oder meinetwegen die Gemeinde!“ rief Thies, der sich nicht mehr zu beherrschen vermochte.

„Anderswo wächst auch noch Korn! Wir gehen schon, wenn es sein muß! Es braucht uns nur einer zehntausend Taler auf den Tisch zu werfen!“

Er fuhr von der Bank auf und ging ans Fenster, während Thomas mit den Gästen hin- und herberiet.

Da sah er, wie der Pfarrer mit Toni, Lene und Werner den Mühlrain herabkam. Gebannt blieb er stehen. Jetzt stiegen sie die Treppe herauf, und nach wenigen Augenblicken öffnete Lene die Tür und ließ ihre Begleiter herein.

Nach der Begrüßung nahm der Pfarrer das Wort und erklärte, weshalb er sich erlaube, vorzusprechen. „Einen lieben Toten haben wir der Mutter Erde übergeben, und nun ist der Augenblick da, ein junges Leben elterlicher Obhut anzuvertrauen. Werner hat seinen Vater gefunden. Eben kamen Toni und Lene zu mir, damit ich sie verlobe, und ich willfahrte der Bitte mit herzlichster Freude. Denn fürwahr, sie haben nun lange genug um einander gelitten, und es ist Zeit, daß ihre Treue belohnt werde. Lene ist hier daheim und so auch Toni. Er verzichtet auf Wohlleben und progigen Reichtum, wie's drüben über dem großen Wasser ihm winkte, und sucht hier seine Heimat, wo seine Seele beständig gewohnt hat. Nicht alle leben mit der Seele; den wenigsten ist es beschieden. Die Güter, nach denen wir hier jagen, heißen halb so, bald anders. Jeder suche das seine, das seiner Gesinnung gemäß ist. Deshalb möcht' ich die Brüder nicht tadeln, sie auch nicht halten, wenn ihr Sinn sie in die Fremde zieht. Mögen sie dort sich finden, die hier sich verloren!“

Die versöhnlichen Worte des Pfarrherrn gaben den Brüdern einen Teil des Wertes wieder, der ihnen genommen worden war. Und als nun Toni erzählte, was er alles gelitten in Amerika, wie ihn beständig die Sehnsucht nach der Heimat gequält und wie er übermäßig gearbeitet habe, um das der Geliebten gegebene Wort einzulösen, wie er auf den Goldfeldern des eisigen Alaska die furchtbarsten Entbehrungen durchgemacht habe, bis ihn endlich ein Goldfund von allen Sorgen um sich, um Lene und das Kind befreit habe, wie dann sofort sein Entschluß, heimzureisen und ein schönes Bauerngewerbe aufzutun, gefaßt gewesen sei, da rissen die Brüder erstaunt die Augen auf und sahen den Eindringling mit neuen Blicken an.

„Ja,“ rief Toni, „hier laßt mich leben im Einklang mit mir selber wie mit meiner Umgebung! Bei Frau und Kind ist meine Seele daheim!“

Werner sprang ihm an die Brust und hatte nun kein Bedenken mehr, als ihn der Vater umarmte und der Mutter vor allen den Treußuß gab.

Noch am selben Abend sprachen die Brüder, die von der Dorfschaft für Amerika reis erklärt worden waren, auf Grund wertvoller Papiere dem Toni, der reis für die Heimat geworden, das väterliche Gut zu und gelobten vor den Zeugen, es schleunig zu räumen.

## Zu dir, Natur!

Was soll ich, Welt, vor deinen Götzen knien?  
Sie haben meine Seele öd gelassen . . .  
Aus dem Gewog' der lauterfüllten Gassen  
Laß mich, Natur, in deine Stille fliehen!

Du wußtest stets mich an das Licht zu ziehen,  
Wenn ich begann des Daseins Spiel zu hassen;  
Du lerntest mich den tiefen Sinn erfassen,  
Den jeglicher Gestalt ein Gott verliehen.

Mein forschend Herz betrogst du, Wahre, nie!  
Du gabst mir Kraft, die Fesseln zu bezwingen,  
Wenn meine Seele nach Befreiung schrie . . .

Schon fühl' ich, wie die Saiten in mir schwingen:  
Ein Ton bin ich in deiner Symphonie,  
Drin alle Melodien zusammenklingen.

Clara Forrer, Zürich.